Le petit mal du grand Mâle

Christina von Braun

Krise der Männlichkeit und Selbstermächtigung: Kunst

Wer die Krise hegemonialer Männlichkeit in der Moderne verstehen will, wird um den Begriff der Hysterie nicht herumkommen. Die Hysterie verließ im 19. Jahrhundert ihren seit Jahrhunderten im kranken weiblichen Körper anberaumten Platz und ließ sich im männlichen Körper nieder. In ›weiblichen‹ Symptomen wie Migränen, Schwindel- und Ohnmachtsanfällen erfasste Künstler wie Novalis, Flaubert oder Mallarmé die Lust am Fallen und der Taumel der Begeisterung für die eigene Ohnmacht. »Seltsamer- und eigentümlicherweise«, so schrieb etwa Stéphane Mallarmé, »habe ich alles geliebt, was sich in diesem Wort Sturz zusammenfassen lässt« (Mallarmé 1876: 270). Baudelaire schrieb: »Ich bewohne für immer ein einstürzendes Gebäude, ein Gebäude, das von einer heimtückischen Krankheit zerfressen wird« (Baudelaire 1932: 37). Und Flaubert, der – vor allem während er an »Madame Bovary« arbeitete – an Schwindelanfällen und an ›Fallsucht‹ litt (epilepsieähnlichen Anfällen, die im Französischen manchmal als ›le petit mal‹ bezeichnet wurden), sagte von sich selbst: »Woher kommt es nur, daß ich so oft zum Spiegel ging, wenn ich weinte, um mich darin zu betrachten? Diese Lust, über sich selbst zu stehen, ist vielleicht die Quelle jeglicher Tugend« (Flaubert in: Nadeau 1964). Mag sein, dass die Lust, über sich selbst zu stehen, als Tugend zu begreifen ist, sie ließe sich aber auch als Versuch interpretieren, die eigene Weiblichkeit zu produzieren. Bei Flaubert steht ganz eindeutig hinter der ›Lust‹ an der eigenen Ohnmacht auch die Lust an der Macht der schriftstellerischen Tätigkeit, die genau diese impliziert. Durch sie legt sich der Autor einen fiktiven, ›simulierten‹ Körper zu: etwa in der Gestalt der Emma Bovary.

In einem Brief an Louise Colet schrieb Flaubert: »Die Tinte ist mein natürliches Element. Schöne Flüssigkeit, übrigens, diese dunkle Flüssigkeit! Und gefährlich! Wie man darin ertrinken kann! Wie sie einen an-

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

zieht!« (Ebd.). Jean Starobinski verweist auf die enge Verbindung zwischen dem »schwarzen Stoff«, in dem Flaubert ertrinken möchte, und der Vergiftung, an der Emma Bovary stirbt. Als man den Kopf der Toten hebt, »quoll schwarze Flüssigkeit aus dem Munde hervor, als erbräche sie sich« (Flaubert in: Schurig 1976: 437). Damit, so Starobinski, offenbare Flaubert auch die tödliche Macht des ›natürlichen Elements‹, das ihm so viel Lust bereitet:

»Die Heldin, deren Liebesglut in den Bildern der schlechten Literatur ihren Vorwand fand, gleitet hinüber in den Tod und endgültige Kälte mit dem Geschmack der Flüssigkeit im Munde, die ihre Existenz bestimmte. Spiegelbildliche Verdoppelung der Vergiftung: dieses durch den falschen Zauber der Lektüre fehlgeleitete Schicksal endet so, als würde mit ihm auch der falsche Zauber des Schreibens offenbart. Emma ist nicht etwa die Verkörperung des Autors im Roman (trotz des berühmten ›das bin ich‹), sie enthüllt vielmehr die tödliche Kraft dessen, was der Schriftsteller als sein ›Element‹ bezeichnet.« (Starobinski 1991: 57f.)

Flauberts Lust an der Ohnmacht hängt also einerseits mit den Gefahren zusammen, in die ihn die Imagination führt; sie ist andererseits aber auch Ausdruck für die Machtgefühle, die ihm dieser Vorgang, den man auch als Simulation bezeichnen könnte, vermittelt. Es ist bekannt, dass die Hysterikerinnen – weil es keine organischen Ursachen für ihre Symptome gab – immer für Simulantinnen gehalten wurden. Daher also das Interesse so vieler Künstler und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts für die Hysterie: Die Hysterie schien zu wissen, wie man es macht. Wie man aus dem Nichts – oder der reinen Imagination – Körper, Gefühle, Leiden fabrizieren kann. Um die hysterische Kunstfertigkeit zu erwerben, mussten sie die Krise in Kauf nehmen. Noch einmal Flaubert:

»Derjenige, der jetzt lebt und der ich bin, sinnt unaufhörlich über den anderen nach, der tot ist. Ich habe zwei sehr unterschiedliche Existenzen geführt. Äußere Ereignisse symbolisierten das Ende der ersteren und die Geburt der zweiten. All das ist Mathematik. Mein aktives Leben, leidenschaftlich, bewegt, voller entgegengesetzter Bocksprünge und vielschichtiger Empfindungen endete mit 22 Jahren. Zu dieser Zeit machte ich auf einmal große Fortschritte, und es ist etwas anderes gekommen. Also habe ich zu meinem persönlichen Gebrauch die Welt und mich klar in zwei Hälften geteilt: auf der einen Seite das äußere Element, das ich mir vielfältig, vielfarbig, harmonisch, großartig wünsche, von dem ich nichts anderes akzeptiere als das Schauspiel und das ich genießen will; auf der anderen Seite das innere Element, welches ich konzentriere, um es noch mehr zu verdichten und in das ich in vollen Strömen die reinsten Strahlen des Geistes durch das geöffnete Fenster der Intelligenz eindringen lasse.« (Flaubert in: Bruneau 1973: Bd. 1)

Mit solchen Bildern nimmt Flaubert einige der Phantasien vorweg, die mehr als hundert Jahre nach ihm unter den Begriffen *Cyberspace* und ›vir-

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

tueller Realität‹ gehandelt werden sollten. Dass diese Arten der Simulation in einem genealogischen Zusammenhang stehen, zeigt – unabhängig von der medientechnischen Entwicklung – schon die Etymologie des Wortes ›virtuell‹. Der Begriff ist sehr viel älter als der Computer, und er hatte auch nicht immer die heutige Bedeutung einer Schein- oder künstlichen Welt. Seine Geschichte geht bis in die Antike zurück: ›virtuell‹ bedeutet in etwa »der Anlage nach als Möglichkeit vorhanden«. Von *vir*, dem Mann, abgeleitet, konnotiert er Attribute wie »kräftig«, »tüchtig«, »mannhaft«. Der »Virtuose«, ein Begriff, der im 18. Jahrhundert entstand, um einen »großen Künstler«, vor allem in der Tonkunst, zu bezeichnen, ist eine direkte Ableitung von ›virtuell‹ in diesem Sinne. Eine weitere Ableitung von ›vir‹ ist die Tugendhaftigkeit (auf die Flaubert auch anspielt), sie steht als ›virtus‹ für Männlichkeit, vor allem soldatische Männlichkeit. Auf Frauen bezogen, hatte der Begriff der ›virtus‹ zwar ebenfalls die Konnotation von Sittlichkeit und sexueller Zurückhaltung, aber ohne die anderen Bedeutungen von ›tatkräftig‹ und ›schöpferisch‹. Die ›virtuelle Realität‹ ist mithin eine ›mögliche‹ oder ›denkbare‹ Wirklichkeit, die aus Männlichkeit und Tatkraft gepaart mit Enthaltsamkeit erschaffen wird: Sie entspricht einer *creatio ex nihilo,* wie sie auch der Hysterie eignet: In jeder dieser Konnotationen ist die ›virtuelle Realität‹ der ›Wirklichkeit‹ vergleichbar, die Flaubert schuf, als er, zurückgezogen in Croisset in den eigenen Worten als »hysterischer Eremit« (Sartre 1977: Bd. 5, 602) lebend, eine aus Worten und Zeichen bestehende ›Realität‹ erzeugte.

»Schreiben ist etwas Köstliches, nicht mehr man selbst zu sein, sondern in der ganzen Schöpfung zu kreisen, von der man spricht. Heute zum Beispiel bin ich als Mann und Frau zugleich, als Liebhaber und Geliebte [...] durch einen Wald geritten.« (Flaubert in: Nadeau 1964)

Damit nahm Flaubert auch das Bild der ›multiplen Persönlichkeit‹ (vgl. von Braun/Dietze 1999) mit ihren wechselnden Ichs voraus, die im 20. Jahrhundert ebenfalls den Stempel der ›Frauenkrankheit‹ erhielt, andererseits aber auch zum Vorbild für den Surfer im Cyberspace werden sollte. In der virtuellen Welt, so schreibt Sherry Turkle,

»sind wir mit dem anderen Selbst nicht allein. Im *cyberspace* sind wir mit vielen anderen. Einige von ihnen sind Verkörperungen unserer selbst, Aspekte unseres Ich. Die Grenze zwischen virtuell und real, zwischen dem Lebendigen und dem Leblosen sind durchlässig geworden. Identität? Wir erfinden uns laufend selbst – unsere multiplen Selbst.« (Turkle 1996: 164)

Auch beim Cyberspace wird ein Eintauchen in eine gefährliche Flüssigkeit imaginiert, nur dass es sich um eine Flüssigkeit handelt, die nicht aus Tinte besteht, sondern die durch den binären Code erzeugt wird. Im modernen Medienjargon heißt diese Flüssigkeit *immersive environment*: Mit dem

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Begriff wird ein ›Schnittstellendesign‹ bezeichnet, »dessen Realitätsfiktion derart suggestiv ist, daß es als solches gar nicht wahrnehmbar wird« (Matussek 2001: 291-320, 304).[1] Anders ausgedrückt, ein *immersive environment* bezeichnet einen technisch erzeugten Raum, in den das Ich aktiv und passiv eintauchen kann. Dass beim Cyberspace das Eintauchen in eine ›Flüssigkeit‹ phantasiert wird, geht auch aus dem Begriff des ›Surfers‹ hervor, der auf – oder in – den Wellen reitet. Das ganze Vokabular des World Wide Web, das hat Bettina Mathes gezeigt (Mathes 2006), beruht auf der Metapher des Wassers und der Flüssigkeit, in die das Subjekt eintauchen und untergehen kann, wie Flaubert in seiner köstlichen Tinte. In beiden Fällen handelt es sich um einen Vorgang, bei der das Ich aktiv werden muss, um sich in den ersehnten Zustand der Passivität oder Ohnmacht zu versetzen. Mit der Aneignung von Weiblichkeitsmustern erhoben Künstler Anspruch auf eine bisexuelle schöpferische Potenz.

Wie eng die Krise der Männlichkeit mit Selbstermächtigungsstrategien zusammenhängt, lässt sich nicht nur am Beispiel von Künstlern zeigen. Der Zusammenhang zeigt sich auch auf der Ebene kollektiver Vorgänge und Phänomene: politisch-psychologischen wie ökonomischen. Den politisch-psychologischen Bereich möchte ich am Beispiel dieser seltsamen Wandlung darstellen, die sich um 1900 mit dem Begriff der Hysterie vollzog, als er eine Bedeutung annahm, die nicht mehr auf die ›Krankheit‹ des weiblichen Körpers – und damit auf Unangepasstheit und Anomalie – verwies und stattdessen einen Sinn annahm, der das völlige Eintauchen und Aufgehen des Subjekts in der Masse beinhaltete. Man kann die Idee der ›Massenhysterie‹ als ein reales Phänomen der Moderne betrachten, man kann in ihr aber auch eine Selbstermächtigungsstrategie ihrer Theoretiker sehen.

Krise der Männlichkeit und Selbstermächtigung: Psychologie

Der bekannteste unter diesen Theoretikern war Gustave Le Bon, dessen »Psychologie der Massen« 1895 erschien, zeitgleich mit Freuds und Breuers »Studien zur Hysterie«. Le Bon beschreibt die »psychologische Masse« als

»ein unbestimmtes Wesen, das aus ungleichartigen Bestandteilen besteht, die sich für einen Augenblick miteinander verbunden haben, genau so wie die Zellen des

1 | Wie für viele Begriffe, die dem Zeitgeist entsprechen, gibt es auch für den Begriff des ›immersive environment‹ keinen Erfinder; er stammt aus der Subkultur der späten 70er oder frühen 80er Jahre des 20. Jahrhunderts. Näheres zu dem Begriff: Peter Matussek, Monika Fleischmann, Oliver Grau, Ernst Roland.

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Organismus durch ihre Vereinigung ein neues Wesen mit ganz anderen Eigenschaften als denen der einzelnen Zellen bilden.« (Le Bon 1973: 13)

Mit dem Begriff des ›unbestimmten Wesens‹ griff er auf ein ähnliches Bild zurück wie Freud mit seinem ›dunklen Kontinent‹. In der Tat sahen beide in der Masse ein ›weibliches Phänomen‹, das sie einerseits anzog – wie die ›dunkle, gefährliche Flüssigkeit‹, in der Flaubert ertrinken möchte –, das sie andererseits aber auch beherrschen möchten. Flaubert zog sich auf das Schreiben zurück – als Schriftsteller konnte er als »Mann und Frau durch den Wald reiten«. Freud und Le Bon zogen sich auf ›wissenschaftliche‹ Positionen zurück. Und sie können das nur, indem sie die Masse zu einem ›weiblichen Phänomen‹ erklären. Hatte der Physiologe Rudolf Virchow erklärt: »Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz der Eierstöcke« (Virchow in: Mayreder 1907: 17), so schreibt Le Bon:

»die Masse (wird) beinahe ausschließlich vom Unbewußten geleitet. Ihre Handlungen stehen viel öfter unter dem Einfluß des Rückenmarks als unter dem des Gehirns. Die vollzogenen Handlungen können ihrer Ausführung nach vollkommen sein, da sie aber nicht vom Gehirn ausgehen, so handelt der einzelne nach zufälligen Reizen.« (Le Bon 1973: 20)

Bei Le Bon unterliegt die Masse ›Einbildungen‹, und sie ist zugleich ›Urnatur‹, verfügt über einen ›echten‹ Leib. Man sieht also deutlich, wie hier die traditionellen Beschreibungen der Hysterie – Nervosität, Irrationalität, Unberechenbarkeit, die Einbildung und deren Macht über die ›Natur‹ – auf den kollektiven Körper übertragen werden. Freud, der Le Bons Thesen in »Massenpsychologie und Ich-Analyse« aufgriff und weiterentwickelte, hatte eine andere Vorstellung vom Unbewussten, und der Grundunterschied bestand darin, dass er es für notwendig erachtete, die Anziehungskraft des Unbewussten zu überwinden, während Le Bon die Masse zum Helden der Geschichte erklärte. In *beiden* Fällen ist das Unbewusste weiblich. Die Konsequenzen will ich kurz darstellen.

Bei Freud ist das Unbewusste der Gegenspieler des Über-Ich. Ersteres muss domestiziert werden, damit das Ich den Eintritt in die symbolische Ordnung vollziehen und Gemeinschaftsverantwortung übernehmen kann. Bei Le Bon hingegen kann das Gesetz nichts gegen die Macht des Unbewussten ausrichten.

»Die Massenpsychologie zeigt, wie außerordentlich wenig Einfluß Gesetze und Einrichtungen auf die ursprüngliche Natur der Massen haben und wie unfähig diese sind, Meinungen zu haben außer jenen, die ihnen eingeflößt wurden; Regeln, welche auf rein begrifflichem Ermessen beruhen, vermögen sie nicht zu leiten. Nur die Eindrücke, die man in ihre Seele pflanzt, können sie verführen.« (Le Bon 1973: 6)

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

In »Der Mann Moses und der Monotheismus« entwickelte Freud das Konzept der Tatkraft des ›großen Mannes‹, der sich durch die »Entschiedenheit der Gedanken, die Stärke des Willens, die Wucht der Taten [...], Selbständigkeit und Unabhängigkeit« sowie eine »göttliche Unbekümmertheit, die sich zur Rücksichtslosigkeit steigern darf« (Freud 1952ff.: Bd. XVI, 101-246, 217) auszeichne. Dank dieser Eigenschaften gelinge es diesem ›großen Mann‹, die ›Masse‹ auf den rechten Weg zu bringen. Aus der Psychologie des Einzelmenschen, so Freud weiter, wisse man, woher dieses Bedürfnis der Masse stamme: »Es ist die Sehnsucht nach dem Vater, die jedem von seiner Kindheit her innewohnt, nach demselben Vater, den überwunden zu haben der Held der Sage sich rühmt« (ebd.: 216). Ganz anders bei Le Bon, der die Masse einerseits als weiblich umschreibt – »Überall sind die Massen weibisch, die weibischsten aber die lateinischen Massen« (Le Bon 1973: 22) –, andererseits aber gerade dieser Weiblichkeit jene heldischen Eigenschaften zuschreibt, die für Freud den »großen Mann« charakterisieren.

»Gewiß ist die Masse oft verbrecherisch, oft aber auch heldenhaft. Man bringt sie leicht dazu, sich für den Triumph eines Glaubens oder einer Idee in den Tod schicken zu lassen, begeistert sie für Ruhm und Ehre, dass sie sich, wie im Zeitalter der Kreuzzüge, fast ohne Brot und Wasser zur Befreiung des göttlichen Grabes von den Ungläubigen oder wie im Jahre 1793 zur Verteidigung des vaterländischen Bodens fortreißen läßt.« (Ebd.: 17f.)

Zwar gibt es auch für Le Bon die Gestalt des ›Führers‹, doch anders als bei Freud zeichnet sich dieser nicht durch die ›Entschiedenheit der Gedanken‹ oder geistige Potenz aus, sondern gerade dadurch, dass er sich den Eigenschaften und der Irrationalität der ›Masse‹ anpasst.

»Meistens sind die Führer keine Denker, sondern Männer der Tat. Sie haben wenig Scharfblick und könnten auch nicht anders sein, da der Scharfblick im allgemeinen zu Zweifel und Untätigkeit führt. Man findet sie namentlich unter den Nervösen, Reizbaren, Halbverrückten, die sich an der Grenze des Irrsinns finden.« (Ebd.: 83)

Sieht Freud in der »Wendung von der Mutter zum Vater [...] einen Sieg der Geistigkeit über die Sinnlichkeit, also einen Kulturfortschritt« (Freud 1952: 221), so verkehrt sich diese Blickrichtung bei Le Bon in das genaue Gegenteil:

»Ist es zu bedauern, dass die Massen nie von der Vernunft geleitet werden? Wir wagen es nicht zu behaupten. Der menschlichen Vernunft wäre es wahrscheinlich nicht gelungen, die Menschheit mit derselben Glut und Kühnheit die Bahnen der Kultur zu führen, zu der ihre Trugbilder sie fortgerissen haben. Die Trugbilder waren Erzeugnisse des Unbewußten, von dem wir geleitet werden, und sie waren wahrscheinlich notwendig.« (Le Bon 1973: 82).

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Beide, Le Bon und Freud, haben unterschiedliche Strategien, die ›Masse‹ – die an sich eine tiefe Kränkung hegemonialer Männlichkeit darstellt – in ein Phänomen zu verwandeln, das einerseits Anziehungskraft ausübt, andererseits aber auch von ihnen beherrscht wird. Beide nehmen die Gleichsetzung von Masse mit Unbewusstem vor – bei Le Bon wird daraus eine Art von ›Urnatur‹ –, und beide versetzen sich als Theoretiker in die Situation, dieses Unbewusste zu steuern: Le Bon, indem er sich zum Theoretiker der ›Massenpsychologie‹ erklärt; Freud, indem er den ›Kulturfortschritt‹ als die ›Wendung von der Mutter zum Vater‹ darstellt. Für beide ist das Unbewusste *die* Macht, die über das Denken und die Handlungen des Individuums bestimmt. »Das göttliche Recht der Massen wird das göttliche Recht der Könige ersetzen« (ebd.: 3). Auch Freud bedient sich ähnlicher Bilder, wenn er vom Unbewussten spricht. Beide Theoretiker bekennen sich also zur Anziehungskraft, die das Unbewusste ausübt. Aber indem sie das Unbewusste verweiblichen, distanzieren sie sich auch von dessen Macht und machen es zu einer ›köstlichen Flüssigkeit‹, in die man beliebig eintauchen, der man sich aber auch wieder entziehen kann.

Krise hegemonialer Männlichkeit: Das Geld

Auch auf dem Gebiet der Ökonomie ist ab dem 19. Jahrhundert ein Zusammengehen von Hysterie und Selbstermächtigung zu beobachten. Verfügte die Hysterie über das Geheimnis, wie Gott aus dem Nichts sichtbare Wirklichkeit zu erschaffen, so galt das auch für das Geld, das im 19. Jahrhundert zunehmend aus dem Nichts – dem reinen Zeichen – materielle Wirklichkeit zu erschaffen vermochte. In seinem 1900 veröffentlichten Werk »Philosophie des Geldes« schrieb Georg Simmel: »Man macht sich im allgemeinen selten klar, mit wie unglaublich wenig Substanz das Geld seine Dienste leistet« (Simmel 1907: 185). Im Geld habe die Fähigkeit, »das Körperhafte zum Gefäß des Geistigen zu machen« (ebd.: 99), ihre höchsten Triumphe gefeiert.

Diese Macht des Geldes einer creatio ex nihilo – einer Schöpfung aus dem Zeichen – war schon in der Entstehungsgeschichte des Geldes angelegt, auf die ich hier nicht eingehen werde.[2] Es genügt festzuhalten, dass sich das Geld – nachdem es über die Jahrhunderte von der nominalen Münze, über Wechsel, Schecks und Papiergeld immer abstrakter geworden war – im späten 19. Jahrhundert endgültig von jeder Bindung an materielle Tauschwerte gelöst hat. Das Geld wurde mit dem Industriezeitalter zu einem reinen Zeichensystem – und eben das war die Grundlage seiner Macht wie der Grund für diese seltsame sexuelle Aufladung, die es erfuhr, auch in dieser Hinsicht an die Hysterie anknüpfend. Marx und

2 | Um die Entstehungsgeschichte des Geldes zu begreifen, vgl. das großartige Werk des Altertumsforschers Bernhard Laum.

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Engels sprachen von der ungewöhnlichen Fähigkeit des Geldes, Begierden auszulösen. Emile Zola, der in seinem 1891 veröffentlichten Roman »Das Geld« den kometenhaften Aufstieg und dem ebenso kometenhaften Konkurs einer neuen Bank, La Banque Universelle, beschrieb, sagt von seinem Roman: »Die Familie, die ich mir vorgenommen habe, zu studieren, ist durch ein Überschäumen der Begierden gekennzeichnet« (Zola 1983: 306). Die Hauptfigur in Zolas Roman, Saccard, ersetzt die Leidenschaft der Sexualität durch die des Geldes:

»Wenn er, auf seinen neun Millionen hockend, Verlangen nach einer Frau verspürte, dachte er nur daran, eine sehr teure zu kaufen, um sie vor ganz Paris zu besitzen, so als würde er sich einen sehr großen Brillanten schenken, um ihn sich lediglich aus Eitelkeit an die Krawatte zu stecken.« (Zola 1983: 195)

An der Börse wird das Geld zur göttlichen Maschine des Lebens. Hatte Hobbes zweihundert Jahre vorher das Geld mit dem Blutkreislauf des Staates verglichen, so erklärt der Spekulant des 19. Jahrhunderts den Aktienhandel zur Pumpe, die den Blutkreislauf in Gang hält:

»Begreifen Sie doch, die Spekulation, das Börsenspiel ist das zentrale Räderwerk, das Herz eines so großen Geschäftes wie des unseren. Ja, das Herz, das das Blut mobilisiert, es überall in kleinen Bächen aufnimmt, sammelt, in Strömen in alle Richtungen zurückfließen läßt und einen ungeheuren Geldumlauf bewirkt, der das Leben der großen Geschäfte ausmacht.« (Ebd.: 86)

Das Geld, für das, wie im Islam, auch einst im christlichen Europa keine Zinsen genommen werden durften, weil – so schon Aristoteles – eine geschlechtslose Fortpflanzung und Vermehrung ›widernatürlich‹ sei, dieses Geld wurde im 19. Jahrhundert nicht nur potent, sondern sogar zeugungsfähig.

Saccard zu seiner Geliebten Caroline:

»›Ja, die Spekulation. Warum haben Sie Angst vor diesem Wort? Die Spekulation gibt dem Leben doch erst seinen Reiz, sie ist das ewige Begehren, das zu kämpfen und zu leben zwingt. [...] Wenn ich einen Vergleich wagen dürfte, könnte ich Sie überzeugen.‹ [...] Er lachte wieder, denn er wollte ihr nicht zu nahe treten. Doch als ein Mann, der sich vor Frauen gerne brutal gibt, wagte er seinen Vergleich dann trotzdem.
›Schauen Sie, glauben Sie denn, daß man ohne [...] wie soll ich es sagen? ohne Ausschweifungen viele Kinder zeugen würde? Auf hundert ungezeugte Kinder kommt eines, das man zustande bringt. Das Übermaß bringt das Notwendige hervor, nicht wahr?‹« (Ebd.: 102)

So erstaunt es nicht, dass nicht nur die Künstler wie Flaubert, die Masse (in den Augen ihrer Theoretiker), sondern auch das Geld begann, sich hys-

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

terische Eigenschaften zuzulegen. Ist es ihre Fähigkeit zur vollendeten, d.h. die Natur nachahmenden Simulation, die die Aufmerksamkeit des *homo oeconomicus* auf die Hysterie lenkte? Ist es die Macht des hysterischen Körpers, aus der Einbildung materielle Wirklichkeit zu erschaffen, die eine solche Faszination auf ihn ausübt, dass der Markt nach den Grundsätzen der Hysterie funktioniert? Der Börsen-Guru Andras Kostolany hat einmal gesagt: »Der Teufel hat die Börse erfunden, damit der Mensch glaubt, dass er, wie Gott, aus dem Nichts etwas erschaffen könne.« Dass seine alte Komplizin, die Hysterie, deren Symptome lange als Zeichen von Besessenheit gelesen wurden, bei der Erfindung der Börse Modell gestanden hat, dafür spricht einiges. Anfang des 20. Jahrhunderts begannen die großen hysterischen Anfälle aus den Krankenhäusern der Industrieländer zu verschwinden – ein Phänomen, für das es keine plausible Erklärung gab. Unter dem Aspekt einer Krise der Männlichkeit als Selbstermächtigungsstrategie bietet es sich jedoch an, dieses Phänomen als Börsengang der Hysterie zu lesen. In dem Maße, in dem die Hysterie als ›Frauenkrankheit‹ aus den psychiatrischen Praxen verschwand, setzten ihre großen Auftritte auf dem Geldmarkt ein. Je abstrakter das Geld wurde, je mehr es sich in Papier und elektronisch zirkulierende Zeichen verwandelte, desto dramatischer wurden die hysterischen Inszenierungen der Börse. Mit ihren schlechten Launen und grandiosen Hochstimmungen, mit ihrer Fähigkeit, freudiges Herzklopfen oder Depression zu bereiten, mit ihren zerrütteten Nerven und ihren nervösen Spannungen, mit ihrer Suggestibilität und ihrer synchronen Erregungszuständen verwirklicht die Börse das, wofür die eingebildeten Symptome der Hysterika nur eine Verheißung waren. Sie schafft eine Konsensgemeinschaft in jeder Bedeutung des Wortes: eine Gemeinschaft der Sinne, in der sich die Anleger ebenso unberechenbar wie einmütig verhalten. Die Börse hat die Erbschaft der alten Hysterika angetreten, aber sie agiert nicht mehr im einzelnen Frauenleib, sondern – wie die Masse – im Kollektivkörper eines globalen Nervensystems: endlich ein echter *globus hystericus*, der seinen Namen verdient![3] Mit ihrer lustvollen Spekulation auf Wertpapiere, die durch keine Produktionsmittel gesichert sind, hält sie fest an den Prinzipien der alten Hysterie mit ihren Symptomen ohne organische Ursache. Nur die Hysterika und die Börse bringen es fertig, ›ein bisschen schwanger‹ zu sein. Doch mit ihrer zuverlässigen Unberechenbarkeit, mit ihren Scheinschwangerschaften – bei der hohe Werte und ganze Märkte als Spekulationsblasen platzen – repräsentiert die Börse nicht etwa die alte ›Krankheit‹, sondern die perfekte Umsetzung aller Phantasien von der Macht der Ohnmacht. Deshalb ist die Börse zu *dem* Ort des modernen Konversionssymptoms geworden – und es geht dabei

3 | Mit dem ›globus hystericus‹ bezeichneten die Hysterienosologen eine Art von Erstickungsangst, die während eines hysterischen Anfalls entstehen konnte und durch den Eindruck – die Einbildung – vermittelt wurde, dass etwas im Halse stecken bleibt.

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

auch um die geschlechtliche Konversion: Ein ›männliches‹ Zeichen versieht sich mit der Simulationsfähigkeit einer ›weiblichen Natur‹.

Kurz und gut: Wenn wir von der Krise hegemonialer Männlichkeit sprechen, sollten wir keine der köstlichen Flüssigkeiten, in der die Männlichkeit ihren Untergang und ihre Wiedergeburt sucht, aus den Augen verlieren: weder die Tinte noch die Theorie von der ›psychologischen Massen‹ und schon gar nicht das Geld.

Literatur

Baudelaire, Charles (1932): *Œuvres complètes*, texte établi et annoté par Y.-G. Le Dantec, Paris.

Braun, Christina von/Dietze, Gabriele (Hg.) (1999): *Die Multiple Persönlichkeit. Krankheit Medium oder Metapher,* Frankfurt a.M.: Neue Kritik.

Flaubert, Gustave: Brief an Louise Colet, 8./9. Mai 1852. In: *Œuvres de Gustave Flaubert*, hg. v. Maurice Nadeau, Lausanne 1964: Édition Rencontre.

Flaubert, Gustave: Brief an Louise Colet, 14. August 1853. In: *Œuvres de Gustave Flaubert*, hg. v. Maurice Nadeau, Lausanne 1964: Édition Rencontre.

Flaubert, Gustave: Brief an Louise Colet, 31. August 1846. In: *Correspondance,* hg. v. Jean Bruneau, Paris 1973: Gallimard.

Flaubert, Gustave: *Madame Bovary.* In: (revidierten Übersetzung) Arthur Schurig, Frankfurt a.M. 1976: Insel Taschenbuch.

Freud, Sigmund (1952ff.): *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, Gesammelte Werke, Frankfurt a.M.: S. Fischer.

Fleischmann, Monika (1996): »Virtualität und Interaktivität als Medium. Die Auflösung des Raumes«. In: *GMD-Spiegel* 1, S. 42-44.

Grau, Oliver (2000): »Verlust der Zeugen. Das lebendige Werk«. In: Götz-Lothar Darsow (Hg.), *Metamorphosen, Gedächtnismedien im Computerzeitalter,* Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, S. 101-121.

Hobbes, Thomas (1999): *Leviathan. Oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, eingeleitet von Iring Fetscher (Hg.), Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Laum, Bernhard (1924): *Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes,* Tübingen; neu aufgelegt: Berlin 2006: Semele.

Le Bon, Gustave (1973): *Psychologie der Massen* (1895), deutsch mit einer Einführung von Helmut Dingeldey, Stuttgart: Alfred Kröner.

Mallarmé, Stéphane (1945): *Plainte d'automne* (1867). In: *Œuvres complètes*, Paris.

Mathes, Bettina (2006): *Under Cover. Das Geschlecht in den Medien,* Bielefeld: transcript.

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Matussek, Peter (2001): »Performing Memory. Kriterien für einen Vergleich analoger und digitaler Gedächtnistheater«. In: *Paragrana. Zeitschrift für Historische Anthropologie* 10, Heft 1, S. 291-320.

Marx, Karl (1844): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte Marx-Engels Werke,* Erg.-Bd. 1, Berlin 1968: Dietz.

Roland, Ernst (2000): »Jenseits der Immersion – Der hybride Raum«. In: *Computer als Medium – ›Hyperkultur IX‹,* Lüneburg.

Sartre, Jean Paul (1977): *Der Idiot der Familie, Gustave Flaubert 1821-1857,* deutsch von Traugott König, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schober, Rita (1983): *Das Geld – geschichtliche Befunde und erfundene Geschichte,* Nachwort zu: Emile Zola, *Das Geld,* übersetzt von Wolfgang Günther, Berlin: Rütten & Loening.

Simmel, Georg (1907): *Philosophie des Geldes,* 2. vermehrte Auflage, Leipzig: Duncker und Humblot.

Starobinski, Jean (1991): *Kleine Geschichte des Körpergefühls,* mit einer Einleitung von Hans Robert Jauß, aus dem Französischen von Inga Pohlmann, Frankfurt a.M.: Fischer.

Turkle, Sherry (1996): »Sex, Lies and Avatars«. In: *Wired,* April.

Virchow, Rudolf (1907): *Das Weib und die Zelle,* zitiert nach Rosa Mayreder, *Zur Kritik der Weiblichkeit,* 2. Auflage, Jena/Leipzig: Diederichs.

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839407073-007 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -